

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Als die Sitzung aufgehoben ward, gieng Charlouis mit traurigem Herzen ganz allein seines Weges, ohne nur zu wissen wohin, so sehr war er in Gedanken vertieft.

Inzwischen war die Nacht mit ihrem hellen, feierlichen Sternenglanz hereingebrochen.

Plötzlich erhob der junge Kette das Haupt, und er zitterte vor Erregung. Wie er so ganz ziellos vor sich hin gegangen war, hatte ihn der geheimnißvolle Zug seines Herzens, ohne daß er es ahnte, an die Hütte geführt, in welcher Yseure mit ihrer alten Mutter wohnte.

Einen Augenblick ließ er seinen Blick auf dem stillen Heim der Geliebten ruhen, und schon schickte er sich an, nach Hause zurückzukehren, als er im Schatten, welcher die Hütte umgab, eine menschliche Gestalt auftauchen sah, die sich schnellen Schrittes wieder entfernte...

Er sprang darauf los und erreichte bald den Unbekannten, den er mit festem Druck an dem Arme faßte und dann zum Ende der Gasse schleppte bis an den Ort, wo der Felsen, welcher den Guittard als Dreschtemme dient, plötzlich abbricht und hoch über dem Thale einen jähen Abgrund eröffnet. Dort, beim hellen Lichte des Mondes, erkannte er den Sohn des benachbarten Schlossherrn, den Grafen von Magnol!

„Sie sind es, Charlouis!“ fragte derselbe, „auf wen haben Sie es denn abgesehen?“

„Auf Sie, mein Herr!“ erwiderte der Hirt; „was thaten Sie hier, wenn ich bitten darf?“

„Was kümmert Sie das? Ich thue, was ich will! Fragen Sie einmal die schöne Yseure, ob ich schlecht handle, wenn ich hieher komme,“ entgegnete höhrend der junge Edelmann, „und nun, gute Nacht!“

„Nicht so schnell, mein Herr!“ erwiderte der Hirt mit Entrüstung, und er ergriff auf's neue den Arm des jungen Mannes. „Sie sollten wissen, daß Ihre Besuche der Yseure lästig sind und das Mädchen in üblen Ruf bringen!... Ich habe den Auftrag, Ihnen dies zu sagen... und wenn ich Sie wieder zu solcher Stunde hier erblicke, so werde ich, so wahr ich ein Guittard bin, und obgleich Sie ein Graf sind, Sie da hinabspringen lassen!“

Bei diesen Worten machte er mit der Hand eine ganz unzweideutige Bewegung nach dem Abgrunde hin.

Charlouis schaute dem Grafensohne nach, wie derselbe alsdann den steilen Abhang der Bergeshalde hinunter ging, und als er seinen Schatten in dem ersten Gesträuch des nächsten Gehölzes hatte verschwinden sehen, schlug er mit einem tiefen Seufzer den Weg zu seinem Hause ein.

Acht Tage später hatte Charlouis die Viehherden auf der Weide zu hüten.

Bei den ersten Strahlen der Sonne erschien in der Nähe der Reitjäger der Hrn. von Magnol. Er durchstreifte das Gehölz mit einem Spürhunde, den er an der Koppel führte, und zeigte dem jungen Ketten frische Spuren, die nicht größer waren als die Tritte eines jungen Kalbes.

„Hat sich dort in das Eichendickicht geflüchtet,“ sagte Charlouis nach einem Striche des Waldes hindeutend, „das ist der Pigasch!“

Der Pigasch ist ein großes, altes, einsam lebendes Wildschwein, dem ein Hauer länger gewachsen ist als der andere.

„Schlimme Hege!“ seufzte der Jäger, indem er fortfuhr, langsam das Gebüsch zu durchsuchen.

Der Mann liebte nämlich seine Hunde.

„Aber gute Hege für uns Bauersleute!“ sagte Charlouis, der an den Schaden dachte, welchen dieses Wildschwein den Guittards anrichtete.

„Und Sie sind nicht zu Pferde?“ fragte er den Jäger.

„Nicht nöthig für heute!“ antwortete der alte Nimrod.

„Was für ein herrliches Schauspiel das abgeben muß!“ sagte Charlouis, sich die Spitze des Fingers zwischen die Zähne haltend.

Er setzte sich nachdenklich auf den Pfahlzaun, der den Wald von der Wiese trennte, auf der seine Kühe weidend umherirrten; schon hatte er einige Augenblicke den Jäger aus dem Gesichte verloren, als plötzlich ganz in seiner Nähe im Walde das Bellen einer Meute von fünfundvierzig Hunden erscholl und gleich darauf die ganze Treibjagd herausgesprengt kam, vornher das Wildschwein, dann die Meute und hinterdrein die beiden Hrn. von Magnol, alles in wilder Hege.

Mit Blitzesschnelle flüchtete das Unthier durch die Wälder, denn das zuerst laut tönende

Geröse der Jagd erscholl durch die wachsende Entfernung mit jedem Augenblicke dumpfer und abgeschwächter an das Ohr des Jünglings; bald hörte er das Schmettern der Jagdhörner nur noch aus weiter Ferne, und fieberhafter Schweiß perlte auf seinen zitternden Händen.

Da fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Der Lieblingsaufenthalt des Wildschweines war ein ausgedehntes Brombeerengestrüpp, und der Weg, den die wilde Jagd genommen hatte, ließ darauf schließen, daß der Eber die Absicht hatte, sich dort zu verhaschen.

Charlouis gab seinem Hunde einen stummen Befehl, den das kluge Thier wohl zu verstehen schien, und eilte dann im Sturm nach dem Chateau des Pignons.

Ohne Ehrfurcht für die Majestät des Ortes drang er zu einer Stunde, wo sich gewöhnlich niemand darin befand, in den allgemeinen Speisesaal der Guittards und bemächtigte sich des wie ein Heiligthum aufbewahrten, unantastbaren Schwertes des Kezeranführers Merle, welches seit dreihundert Jahren schon an dem großen Nagel über der Nische, wo das Muttergottesbild stand, in seiner dichten Rosthülle schlief.

Dann lehrte er, immer schnell laufend, in der Richtung des Brombeerengestrüpps zum Walde zurück.

„Oh“, rief er, indem er sich über den Pfahlzaun schwang, „die Herren von Magnol werden wenigstens nicht allein gewesen sein, um mit dem Pigasch zu kämpfen!“

Er war noch nicht damit zu Ende, das Schwert an einem Steine des nahen Baches zu wehen, als sein geübtes Ohr nach kurzer Unterbrechung das Bellen der Meute wieder vernahm.

Plötzlich sprang unter großem Staubwirbel der Pigasch über den Waldweg; man konnte ihn fast nicht von den fünf- und vierzig wadernen Hunden unterscheiden, welche mit ihm bald wie Kartätschen dahin flogen, bald wieder in einem wirren Knäuel durcheinander lagen. Mit Pfeileschnelle schoß er in das Dornestrüpp und wühlte sich eine Minute lang in das wildeste Dickicht hinein.

Nachdem er einen freien Platz am Fuße einer zwei bis dreihundertjährigen Eiche, die

ihm als Deckung dienen sollte, erreicht hatte, drehte er sich plötzlich um; trotzig und herausfordernd stand er da mit seinen blutrünstigen Augen, seiner schäumenden Schnauze, dem zurückgehaltenen Athem: er war bereit, den Kampf aufzunehmen.

Die Hunde, die ihm Schritt auf Schritt gefolgt sind, füllen den ganzen engen Platz aus, wo der Kolos sie erwartet; er stürzt auf sie los, und mit der Kraft eines spanischen Kampftieres wirft er sie hoch in die Lüfte. Ihre Eingeweide bleiben an den Hecken hängen, auf die sie mit schon aufgeschlitztem Bauch heruntergefallen sind.

Die Hrn. von Magnol, Vater und Sohn, steigen von ihren Pferden und dringen vorwärts durch das Dickicht. Der Markgraf bleibt mit seinen Sporen an den sich kreuzenden Schlingpflanzen hängen, die ihm den Durchgang versperren, und strauchelt. Sein Sohn, der ihm vorausgegangen ist, kommt in die Mitte des von dem Blute der Hunde gerötheten Kampfplatzes und stellt sich an, dem Pigasch eine Kugel durch das Hirn zu jagen.

Der Schuß geht los, aber das Blei streift nur die Hirnschale des Pigasch, ohne einzudringen, und das Thier stürzt sich auf den Grafen los, ehe dieser Zeit gehabt hätte, zur Seite zu springen.

Von allen Jägern ist keiner nahe genug, um zu schießen oder zu stoßen, bevor der Pigasch, der, von zwei Hunden angefallen, immer fürchterlicher wird, den Stiefel des unglücklichen Schützen vom Knöchel bis zum Knie aufgeschlitzt hat, so daß der Graf hinstürzt und auch sein Jagdmesser nicht gebrauchen kann.

In diesem verhängnißvollen Augenblick erscheint Charlouis; der zwanzigjährige Hirt, der redliche Guittard, er ist bis dorthin getroffen. . . Das gute, alte Schwert, mit kräftiger Hand gestoßen, dringt tief in den Hals des Ungeheuers ein, welches leblos zusammenfällt.

Es war die höchste Zeit. . . Eine Minute später, und der schon verwundete Sohn des Hrn. von Magnol wäre unrettbar verloren gewesen. . .

Inzwischen gelangte der Markgraf mit großen Schritten in die Nähe seines Sohnes.

„Wer denn hat den Pigasch niederge-

macht?" fragte er, nachdem er die Wunde seines Sohnes untersucht hatte.

Dieser hielt sein Taschentuch fest an das Bein gepreßt, um die Wunde zu verschließen, und obgleich er immerfort heftig blutete, stellte er sich doch ganz unbekümmert und verlangte nur andere Tücher, allein darauf bedacht, seinen Vater zu beruhigen.

Charlouis Guittard aber hatte ruhig sein Schwert aus dem Rachen des Ungeheuers gezogen und die Klinge an den Blättern eines Brombeerstrauches abgewischt. Dann blickte er mit der Unbefangenheit eines Helden um sich, und seine mit scheuem Stolz gepaarte ländliche Linklichkeit ließ ihn nicht gleich eine Antwort geben. Er wäre vielleicht zu seiner Herde zurückgekehrt, wie er gekommen war, ohne ein Wort zu sprechen, wenn der Markgraf ihn nicht bei dem Arm gefaßt hätte mit den Worten:

"Sie also, junger Mann, haben meinem Sohn das Leben gerettet?"

"Das glaube ich wohl!" erwiderte der Guittard mit naivem Lächeln und erröthend wie ein junges Mädchen.

"Meine Herren!" rief der gerührte Vater, indem er sich zu den andern Jägern wandte, "ich stelle Ihnen den König der Jagd vor!"

Ein Hurrah der Bewunderung und der Belobung erscholl zu gleicher Zeit aus jedem Munde. Mehrere kamen herbei und bemühten sich um die Wette, dem jungen Helden die Hand zu drücken. Er gab Höflichkeit für Höflichkeit zurück.

"Es war das wenigste, was ich leisten konnte," sagte einfach der Kette, "das Brod für die Suppe zu schneiden, da, wie es heißt, diese Herren heute den Topf für die Guittards auf das Feuer gesetzt haben."

"In der That," sagte der junge Hr. von Magnol, "haben mein Vater und ich heute dieses verdammte Wildschwein hauptsächlich deshalb verfolgt, um die Guittards von einem lästigen Nachbarn zu befreien."

"Ich danke Ihnen im Namen der Guittards, von denen ich einer bin. .. Charlouis, Ihr Diener, meine Herren! Nun aber muß ich wieder zu meiner Viehherde auf der Weide."

"Dieses Schwert," sagte Hr. von Magnol Vater, "hat heute ein großes Wunder verrichtet! Es genügt aber nicht, daß wir Gott dafür danken; wir müssen auch noch Dir, deinem Diener, danken. Wohlan! Charlouis Guittard, rede, mein Freund, was wäre Dir am liebsten auf dieser Welt?"

"Zwei Dinge!" sagte Charlouis nach kurzem Nachdenken: "Das erste ist, daß Sie Ihrem Herrn Sohn sagen möchten, er solle nicht mehr zu uns kommen, um den Mädchen Schmeicheleien zu sagen, vor allem nicht der Heure..."

Die Umstehenden schauten sich lächelnd an.

"Hörst Du das?" sagte der Markgraf zu seinem Sohne. "Und das zweite?"

"Oh! was das zweite betrifft," antwortete traurig der Kette, "darauf haben Sie keinen Einfluß... Sie würden mir nicht helfen können... sprechen wir also nicht davon!..."

Der junge Hr. von Magnol richtete sich ein wenig auf, zog den Hirten zu sich heran und ergriff seine Hand:

"Charlouis," sagte er leise, "ich habe es verstanden! Nach dem, was vor einigen Tagen zwischen uns vorgefallen ist, kann niemand den Werth des geleisteten Dienstes höher schätzen, als ich... Sie haben einem Mann das Leben gerettet, den Sie das Recht hatten, als Ihren Feind zu betrachten... Ich danke Ihnen... Zählen Sie auf mich... Ich schwöre Ihnen, daß ich mein Unrecht redlich anerkennen werde...!"

Der Markgraf nöthigte Charlouis, den Kopf und den rechten Fuß des Thieres als Geschenk anzunehmen.

Der junge Mann trieb am Abend sein Vieh heim, und da die Person, welche ihm am Mittage seine Suppe gebracht, vollkommenes Stillschweigen beobachtet hatte, konnte er im Chateau all das Aufsehen hervorrufen, auf welches er sich schon den ganzen Tag freute.

Man war dort eben im Begriff, sich zum Nachtessen zu Tische zu setzen, als der Minister auf einmal das Fehlen des berühmten Schwertes bemerkte.

"Wo ist denn das Schwert?" sagte er mit ernster Stimme.

Sofort wendeten sich alle Köpfe um.

Jeder verwahrte sich gegen den stillen Vor-

wurf,
entha
"D
fort,
aufge
das G
Nacht
Ort u
Di
chem
aber
dieses
allgen
worde
"D
"W
tönte
dem C
erschie
des K
Keyer
W
Gesch
Am
den K
auf d
dugter
Pigas
im Z
wunde
der S
davon
Der
legen
Anwe
angem
No
Hirten
fragte
des G
die J
sagen
in der
nachte
"B
dara
getödt
Herrn
in de
Sohn

wurf, der in den Worten des Vorstehers enthalten lag.

„Damit ist nichts geschehen,“ fuhr der Greis fort, „das Schwert muß zur Stunde wieder aufgefunden werden. He! ihr Frauen, tragt das Essen noch nicht auf; es wird nicht zu Nacht gespeist, bevor das Schwert wieder an Ort und Stelle ist!“

Diese allerhöchste Verordnung behagte manchem knurrenden Magen nicht, überraschte aber niemanden. Durch die Hinwegnahme dieses Siegesmales war ein Angriff auf das allgemeine Besizthum der Guittards verübt worden.

„Das Schwert! wo ist das Schwert?“

Während der bangen Nachforschung erkündete der Hof von dem Blöken der Kühe und dem Geklingel der Schellen, und bald darauf erschien in dem Saale Charlonis, den Kopf des Wildschweines und das Schwert des Reiteranführers in den Händen tragend.

Männer und Frauen erhoben ein lautes Geschrei.

Am Ende des Saales angelangt, setzte er den Kopf, den er nur mit Mühe tragen konnte, auf den Tisch und reichte mit ziemlich verdunktem Gesichte dem Monister den Fuß des Bigasch und das Schwert dar, denn er war im Zweifel darüber, ob das Gefühl der Bewunderung über seine Heldenthat oder das der Strenge wegen seines Vergehens den Sieg davon tragen würde.

Der alte Guittard befand sich in der Verlegenheit eines regierenden Fürsten, der die Anwendung der Strenge des Gesetzes mit angemessener Milde in Einklang bringen will.

Noch immer darüber unschlüssig, ob er den Hirten schelten oder ihm Glück wünschen solle, fragte er ihn, seit wann denn die Bewohner des Chanteau auf die Jagd gingen und was die Jagdhüter oder die Gendarmerie dazu sagen würden, wenn sie erführen, daß man in den Bignons ohne Erlaubniß dem Wild nachstelle.

„Vater,“ bekannte der Hirt, „ich habe darauf zu antworten, daß ich den Bigasch getödtet habe, aber mit der Erlaubniß des Herrn von Magnol, ja, daß ich das Thier in dem Augenblick erstach, als es den Sohn des Herrn von Magnol anfiel, und

daß ich den jungen Herrn Grafen damit aus der Todesgefahr gerettet habe.“

„Oh! oh!“ versetzte darauf der Monister, indem er mit zweifelnder Miene sein Haupt schüttelte, „das ist doch etwas stark, Knabe! Du hättest also Zeit gehabt, das Schwert zu holen, während der Bigasch sich an Herrn von Magnol herandrängte?“

Im vollen Bewußtsein seiner Schuld senkte Charlonis das Haupt tief zur Brust hinab, und er antwortete mit leiser Stimme:

„Vater, da ich etwas von der Jagd wußte, habe ich es mit auf den Weideplatz genommen! Darin liegt mein Fehler!“

„Du siehst wohl, Knabe, daß du ein schlechter Guittard bist.“

„Aber ein unerschrockener!“ sagten zu gleicher Zeit einige alten Bauern, welche den Patriarchen umstanden. „Um einem solchen Wildschwein so im Flug den Garaus zu machen, muß man ein gutes Auge und eine feste Hand haben... und noch dazu unter dem besonderen Schutze Gottes stehen.“

Die Guittards waren sehr stolz auf Charlonis, und sie wünschten nur, den Monister zu Gunsten des wackeren, muthigen Hirten umstimmen zu können.

„Nun wohl! Knabe,“ sagte plötzlich der begütigte Greis, „ich verzeihe dir für diesmal, aber unter der Bedingung, daß du nie mehr so etwas unternimmst. Umarme jetzt deine Base Esabri, denn durch deine Heldenthat hast du bewiesen, daß du alt und stark genug bist, um eine Familie zu gründen.“

Die Verzeihung des Monister hatte das Antlitz des schönen Kelten wieder strahlend gemacht. Die Erlaubniß, die Esabri umarmen zu dürfen, schien ihm aber eine gar zu kärgliche Belohnung zu sein.

Wohl war die Esabri, welche immer eine große Zuneigung für ihren Vetter empfunden hatte, nicht die letzte gewesen, ihn wegen seines Jagdabenteuers zu bewundern; aber eine andere Base, Yseure, stand im selben Augenblicke ganz in seiner Nähe, so daß Charlonis, als er sich umwandte, um der Einladung des Monister Folge zu leisten, scheinbar aus Versehen auf diese letztere zuging und ihr zwei herzhafteste Küsse gab, welche Yseure, um Charlonis Lohn noch zu erhöhen, sofort erwiderte.

Als dann schickte sich der freudig erregte Hirt an, das Schwert wieder an Ort und Stelle aufzuhängen.

Die arme Tfabri machte ein langes Gesicht und schämte sich offenbar über die ihr zu Theil gewordene Zurücksetzung. Sie verbarg sich unter die Menge, ihre Häßlichkeit im selben Maße wie die Schönheit ihrer Nebenmenschen verwünschend, als plötzlich eine lärmende Schaar von Jägern, mit Herrn von Magnol an der Spitze, in den Saal hereindrang.

„Herr Monister,“ sagte der Edelmann, indem er dem Patriarchen die Hand darreichte, „bevor wir auf das Schloß zurückkehren, haben wir daran gehalten, hierher abzustechen, um Ihnen unsern Dank auszudrücken. Einer der Ihrigen hat unter eigener Lebensgefahr meinem Sohne das Leben gerettet... Es steht nicht in unserer Gewalt, Charlouis Guittard für seine Selbstaufopferung zu belohnen, da ich ihm das einzige, was er sich auf der Welt wünscht, nicht geben kann... Eine Unbesonnenheit,“ fügte er hinzu, indem er ein Blick auf die Tragbahre warf, auf welcher sein Sohn lag, „hat mir geoffenbart, daß es der sehnlichste Wunsch Ihres jungen Mitbürgers ist, seine Base Yseure zu heirathen. Als Belohnung für seine Heldenthat stelle ich an Sie die Bitte, ihm diese Gunst zu gewähren... und ich bestimme fünfhundert Franken zur Aussteuer der Braut... doch hiermit halten wir unsere Schuld ihm gegenüber noch lange nicht für abgetragen...“

Alle Augen wandten sich auf Charlouis, welcher ganz bleich geworden war und die schöne Yseure betrachtete.

„Aber, Herr Markgraf,“ sagte der Monister, „Charlouis ist ja schon mit einer andern Base verlobt... und ich weiß nicht, ob die Versammlung der Guittards, welche beschloffen hat...“

Es erhob sich ein Gemurmel, welches ihn zwang, mitten in seiner Rede einzuhalten.

„Wir verlangen, daß Charlouis von seinem Eheverlöbniß entbunden sei und frei wähle!“

„Du hast's gehört, Knabe,“ sagte der Monister, als es wieder stille geworden, „die Versammlung der Guittards gibt dir Erlaubniß zu wählen. Bedanke dich bei Herrn von Magnol!“

Der junge Kette, dessen innere Erregung jetzt größer war als einige Stunden vorher in der Nähe des Pigasch, nahm Yseure bei der Hand und stellte das heftig erröthende Mädchen dem Markgrafen vor, welcher um die Erlaubniß bat, es umarmen zu dürfen.

„Mir aber,“ sagte jetzt der junge Herr von Magnol, der, von einigen Jägern gehalten, sich der Gruppe genähert hatte, „mir erlauben Sie doch, zur Hochzeit zu kommen? Es ist alles vergessen, nicht wahr?“

Aber Charlouis war von so heftiger Rührung ergriffen, daß er keiner Antwort fähig war und sich damit begnügte, die Hände, welche der junge Edelmann ihm darreichte, fast bis zum Zerquetschen zu drücken.

In einer Ecke weinte stillschweigend die Tfabri.

Und so wurde seit langen Jahrhunderten mit dem altüberlieferten Gebrauch der Guittards zum ersten Male gebrochen.

Oscar Méténier.

Das Kreuz im Burghale.

Eine grausige Geschichte.

(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Ein heftiger Sturmwind hatte den ganzen Tag gewüthet. In Biedersdorf, das am Fuße der Vogesen am Eingang des Burghales lag, wurden Kamine heruntergestürzt, Dächer abgedeckt, und die große, alte Linde vor unserem Hause, die mein Urgroßvater gepflanzt hatte, der seit der Zeit nur noch der Lindebauer hieß, war entwurzelt worden und hatte das Dach eines Nachbarshauses, auf welches sie gefallen war, zum Theile zertrümmert.

Welche Verheerungen mag der wüthende Orkan dann erst im Thale angerichtet haben! Ein solches Unwetter war seit Menschengedenken noch nicht erlebt worden. Wir hatten uns kaum von dem ersten Schrecken erholt, als der Straßenwarter Michelfranz, der draußen seinen Hut verloren zu haben schien, — er kam nämlich ohne Kopfbedeckung — in unsere Stube hereintrat und zu meinem Großvater sagte:

„L...
daß in
vom
Kreuz
„S...
aus u
Zuerst
noch
fünfi
das is
„V...
vater,
Linde
morg
„S...
„und
Kreuz
ihr w
Bahn
soll,
ohnch
dürfe
an de
morg
sobal
entfer
thut i
so sch
W...
Stra
hinan
Glas
„I...
bald
waru
richt
kam!
„S...
auch
schr
dort
Best
weil
dara
Der
auf
wie
seln
Rett
D...“

„Lindenbauer, ich komme euch mitzuthemen, daß in dem Burgthale ein großer Eichbaum vom Winde entwurzelt worden ist und euer Kreuz an der Straße zertrümmert hat.“

„Gerechter Himmel,“ rief mein Großvater aus und wurde leichenblaß, „auch das noch! Zuerst die schöne Linde, und jetzt dazu gar noch das Kreuz, das ich genau heute vor fünfzig Jahren habe errichten lassen; Kinder, das ist eine schlimme Vorbedeutung!“

„Macht euch keine trüben Gedanken, Großvater,“ sagte ich, „wir pflanzen eine andere Linde, und das Kreuz werden wir gleich morgen wieder aufrichten.“

„Geht nicht,“ fiel der Straßenwärter ein, „und das aus zwei Ursachen. Erstens ist das Kreuz in Stücke zerschlagen, und dann wißt ihr wohl, daß die Straße wegen der neuen Bahnlinie, die durch das Thal gebaut werden soll, verlegt werden muß und das Kreuz ohnehin nicht mehr lange hätte stehen bleiben dürfen. Der Straßenaufseher, der mit mir an der Stelle war, läßt euch bitten, das Kreuz morgen Vormittag hinwegtragen zu lassen, sobald der Baum, der die Straße versperert, entfernt worden ist. Und nun gute Nacht; es thut mir leid, Lindenbauer, daß ich euch eine so schlimme Nachricht habe bringen müssen.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Straßenwärter. Ich ging mit ihm zur Thüre hinaus und gab ihm in der Küche ein gutes Glas Wein nebst einem Stück Schinken.

„Michelfranz,“ sagte ich, „Ihr seid jetzt bald siebenzig Jahre alt und müßt wissen, warum mein Großvater das Kreuz hat errichten lassen. Erzählt mir doch, wie das kam!“

„Ja, weißt du das nicht? Viel kann ich auch nicht darüber sagen; ich war damals noch sehr jung. Es hieß, der Lindenbauer hätte dort ein nächtliches Abenteuer gehabt; etwas Bestimmtes konnte aber Niemand erfahren, weil er sich jedes Mal, wenn man die Rede darauf lenkte, in ernstes Stillschweigen hüllte. Der Bildhauer selber wußte nicht, warum er auf dem Sockel des Kreuzes den hl. Michael, wie er den Drachen überwindet, auszumeißeln hatte mit der Inschrift: St. Michael, Ketter in der Noth, 6. September 1838. M. K.“

Ob diese beiden letzten Buchstaben sich auf

den Namen eures Großvaters, Michael Kornmeyer, oder auf den Namen seiner verstorbenen Frau, Maria Klemenz, beziehen, nicht einmal das hat Jemand erfahren können. Das Kreuz ließ er kurz nach seiner Vermählung errichten und am ersten Jahrestag seiner Hochzeit vom Herrn Pfarrer einweihen. Das ist alles, was ich berichten kann; hat er denn euch, seinen drei Enkeln, nie etwas hierüber erzählt?“

„Niemals! Als wir Vater und Mutter verloren, lag ich noch in der Wiege, und mein ältester Bruder, der Andres, war sechs Jahre alt. Der Großvater, der uns erzog, führte uns jeden Sonntag nach der Vesper, wenn das Wetter schön war, vor das Kreuz in dem Burgthale, und wir beteten dort mit ihm einige Vaterunser; auch ging er nie daran vorüber, ohne ein kleines Gebet zu verrichten; aber auf alle unsern Fragen, warum er das Kreuz habe errichten lassen, und ob der hl. Michael einmal sein Ketter gewesen, blieb er stumm, oder er sagte höchstens: Kindern kann man nicht alles erzählen! Jetzt, da ich, der Jüngste, einundzwanzig Jahre alt bin, wird er uns wohl nicht mehr als Kinder ansehen, und ich will morgen Abend versuchen, ihm sein Geheimniß zu entlocken. Nun, gute Nacht, Michelfranz, redet weiter nicht davon.“

II.

Des andern Tages halfen wir, meine Brüder Andres und Xaver, die starke Bauernburschen waren, und ich, der schwächere Student, dem Großvater das Kreuz hinwegschaffen. Die Trümmer, denn Trümmer waren es nur noch, befahl er uns auf einen nahen Acker, der ihm gehörte, zu tragen, denn dort wollte er das Kreuz nach Verlegung der Straße wieder errichtet haben.

Stillschweigend traten wir den Rückweg an; unser Großvater, ein achtzigjähriger, bisher immer noch sehr rüstiger Greis, ging wie in tiefen Gedanken versunken langsamen Schrittes neben uns her und schien auf einmal um zehn Jahre älter geworden zu sein.

„Kinder,“ sagte er, als wir die Stube betreten hatten, „Kinder, ich werde euch bald verlassen müssen; die Bretter zu meinem Todtenschrein sind schon bereit.“

„Wo kommen euch so plötzlich die trüben Gedanken her, Großvater?“ fragte Andres.

„Der hl. Michael läßt mir meinen nahen Tod ankündigen.“

„Weil der Sturm das Kreuz zerschlagen hat?“

„Ja, deshalb. Einmal hat er mich aus Todesgefahr gerettet, und jetzt ruft er mich in die Ewigkeit.“

„Ich glaube noch nicht daran, Großvater, ob schon ich nicht weiß, welcher Gefahr euch der hl. Michael entriß, und ob er euch eine Prophezeiung für spätere Zeiten gegeben hat. Darüber solltet ihr uns einmal eine Aufklärung geben und uns die Geschichte des Kreuzes, oder vielmehr des Geheimnisses, das damit verknüpft ist, erzählen.“

„Ja, erzählt es uns, Großvater,“ sagten ich und mein Bruder.

„Nun ja,“ erwiderte er nach kurzem Nachdenken; „aber erst heute Abend bei der Lampe, wenn uns niemand stören kann.“

Ihr könnt denken, mit welcher Ungeduld wir den Abend erwarteten.

Sobald wir zu Nacht gegessen, und nachdem die alte Salome, unsere Haushälterin, den Tisch abgeräumt und uns gute Nacht gewünscht hatte: „Wohlan, Großvater,“ bat ich, „erzählt uns eure Geschichte!“

Ein leises Zucken spielte um seinen Mund, sein Blick wurde ernster, die Wangen begannen sich zu röthen, es schien, als kostete es ihn Mühe, die etwas krampfhaft zusammengepreßten Lippen öffnen zu können, und er begann wie folgt:

„Ich hatte mir immer vorgenommen, die schreckliche Geschichte mit mir in das Grab zu nehmen. Sie kann euch aber zur Belehrung dienen; doch müßt ihr mir versprechen, bis zu meinem Tode kein Sterbenswörtchen davon zu sagen.“

„Wir versprechen es, lieber Großvater, und werden also lange nicht davon reden dürfen.“

Ein frohes, dankbares Lächeln erheiterte sein Antlitz, und wir rückten alle drei näher zu seinem Lehnstuhl.

„Es ist eine Vorgeschichte dabei,“ sagte er, „aber sie ist eng mit dem geheimnißvollen Ereigniß verbunden, das ihr zu wissen begehrt. Es

war im Jahre 1837, als ich auf den Wunsch meiner Eltern und auch aus eigenem Herzensantrieb mich mit der Katharina Stegwart zu verheirathen wünschte und von deren Eltern ihre Hand begehrte. Sie selbst wäre damit einverstanden gewesen; denn das wißt ihr, daß gewöhnlich auf dem Lande ein junger Mann keinen solchen Schritt thut, wenn er nicht der Zuneigung seiner Auserwählten zum voraus sicher ist. Aber ihre Eltern hatten andere Absichten mit ihr, und ich wurde abgewiesen. Ich hatte nämlich, ohne es zu wissen, einen Nebenbuhler; er hieß Kaspar Kirner und war der älteste Sohn des reichen Sägemüllers, eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes.“

„War das der alte Kirner, der vor zehn Jahren, nachdem die Sägemühle abgebrannt war, bankrott erklärt wurde und bald darauf in Königshofen, wohin er verzogen war, im Glend gestorben ist?“ unterbrach ich meinen Großvater.

„Nein, der war sein Bruder. Kaspar war mehrere Jahre älter. Er sollte von seinem Vater das Geschäft übernehmen, und letzterer machte aus Geldinteressen die Hochzeit mit den Eltern der Katharina aus. Diese wurde sozusagen gezwungen, ihr Jawort zu geben. Kaspar war ein stattlicher Jüngling mit schönem Schnurrbart. Da er immer viel Geld im Wirthshause und auf Kilben zu verbrauchen hatte, so stand er im Rufe eines wilden, ausgelassenen Burschen, und seine Braut hatte zu ihm keine besondere Zuneigung. Aber die Aussicht auf eine schöne Zukunft, und die zuversichtliche Hoffnung, daß Kaspar, wie auch schon andere vor ihm, nach seiner Verheirathung ein ordentlicher Mann werden würde — denn dies alles redeten ihr die Eltern zu — hatten auf Katharina die gehoffte Wirkung.“

Die Hochzeit sollte anfangs November 1837 mit großem Aufwand gefeiert werden.

An einem der letzten Tage des Monats Oktober ritt Kaspar das Burgthal hinauf, um in Lothringen bei verschiedenen Kunden seines Vaters Geld einzulassieren. Im Wirthshause „Zum lustigen Wandersmann“, in welchem er unterwegs einkehrte, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen, beging er die Unflug-

heit, da
Sonnen
Frankr
nieman
Pferd,
bekümm
Geld h
Kunden
Einige
ringen
etwas r
Mann
wärts u
ändern
woran
Pferde
kommen
dorf v
gejagt.
konnte,
Kaspar
ausgep
schien
lustigen
zer Zie
nißvol
stube g
Abend
Denn
verfau
Geldfu
sein A
Vermu
daß es
zu hab
sagte,
hätte.
In
schwun
nach
Spur
Die
Braut
Tag n
senkter
der he
ihrer
Ge
Woche
Treibe

heit, damit zu prahlen, er werde wohl vor Sonnenuntergang mit zwei- bis dreitausend Franken heimkehren. Er kehrte aber nicht heim; niemand sah ihn wieder, weder ihn noch sein Pferd, und alle Nachforschungen seines tief bekümmerten Vaters blieben erfolglos. Das Geld hatte er einkassiert gehabt, denn die Kunden konnten die Quittungen vorweisen. Einige Holzhauer, die am Abend nach Lothringen zurückkehrten, sagten aus, sie hätten etwas nach Sonnenuntergang einen jungen Mann auf einem stattlichen Fuchs thalabwärts reiten sehen; ein Knabe behauptete, am andern Morgen früh sei ein Zigeunerwagen, woran Kirners Fuchs mit noch einem andern Pferde angespannt war, aus dem Thale gekommen und auf der Landstraße bei Viebersdorf vorüber in saufendem Galopp weitergejagt. Das war alles, was man erfahren konnte, und man nahm allgemein an, daß Kaspar von den Zigeunern ermordet und ausgeplündert worden war. Dieser Verdacht schien um so begründeter, da der Wirth „Zum lustigen Wandersmann“ erklärte, ein schwarzer Zigeuner hätte am Morgen des verhängnißvollen Tages in einer Ecke der Wirthsstube gefessen, als Kaspar sich rühmte, am Abend geldbeladen heimkehren zu wollen. Denn daß der reiche Bräutigam das Pferd verkauft und mit einer für ihn unbedeutenden Geldsumme durchgebrannt wäre, daran konnte kein Mensch glauben, obgleich einige diese Vermuthung aussprachen und wissen wollten, daß es ihn reue, um die Katharina gefreit zu haben, weil sie früher einmal, wie man sagte, einen Anfall von Nachtwandeln gehabt hätte.

Inzwischen war von dem Leichnam des Verschundenen im ganzen Gebirge, das man nach allen Richtungen hin durchstreifte, keine Spur zu finden.

Die unglückliche, von jedermann bedauerte Braut schloß sich zu Hause ein und weinte Tag und Nacht. Am Sonntage ging sie gesenkten Hauptes zur Kirche und von da wieder heim und antwortete kaum auf den Gruß ihrer Freunde und Bekannten.

Gegen Ende November, also ungefähr vier Wochen später, theilte ich mich an einer Treibjagd in dem Gebirge, und auf dem Rück-

weg ging ich mit einem Freunde den gähen Sturzberg herunter, dem Burgthale zu. Der Pfad führte an einem fast undurchdringlichen Dickicht vorbei, aus dem seither der vielbewunderte, majestätische Tannenwald hervorgewachsen ist. Mein Hund lief in die Hecken hinein und kam bald wieder mit ungewöhnlichem, kläglichem Gebell auf uns zugesprungen, lief wieder in das Dickicht zurück, um wieder mit Gewinsel zu uns herauszukommen, als wollte er uns eine gemachte Entdeckung mittheilen. Wir folgten seiner Spur und waren kaum zwanzig Schritte weit in das dichte Tannengestrüpp hineingedrungen, als sich uns ein graufiger Anblick darbot. Völlig Entsetzt standen wir vor einer halbverwesten, von wilden Thieren zernagten Leiche, der aber der Kopf fehlte. Todtenblaß schauten wir einander an.

„Das ist die Leiche des Kaspar Kirner!“ rief ich plötzlich aus; „ich erkenne seine Jacke und seine rothe, an den Taschen verbräunte Weste.“

Und ich hatte mich nicht geirrt. Als sein Vater, nachdem wir ihm die entsetzliche Kunde berichtet, mit dem Bürgermeister und anderen Zeugen an dem Orte erschien, erkannte er an noch manchen anderen Zeichen die Leiche seines unglücklichen Sohnes. Wie ein Betäubter stand er laut- und regungslos da und konnte dann, von zwei Männern gestützt, kaum den Heimweg antreten.

Das Haupt des Unglücklichen, das man vergeblich überall suchte, war wahrscheinlich in den damals angeschwollenen Sießbach geworfen worden, denn mehrere Jahre später fanden Sandgräber einige Stunden weiter im Lande draußen einen kahlen Schädel. Ob er von Kaspar herrührte? Man vermuthete es.

Als die Leiche in das Dorf hineingetragen wurde, kam Kaspars Braut, die bedauernswerthe Katharina, mit gelbsten Haaren daher zu laufen. Sie ließ beim Anblick der Tragbahre einen gellenden Schrei hören und fing dann unter lautem Lachen zu tanzen und zu springen an. Sie war wahnsinnig geworden und fiel von dort an oft in wahre Tobsucht. Man hielt sie möglichst zu Hause eingesperrt.

Am Morgen, an welchem ihr unglücklicher

Bräutigam beerdigt werden sollte, gelang es ihr, da man sie nicht so streng bewachen konnte, zu entkommen. Sie lief geraden Weges zur Sägemühle, drang in das Bohnhaus ein, und während die schon zahlreich anwesenden Leidtragenden vor Ueberraschung wie versteinert dastanden, stürzte sie sich auf den noch offenen Sarg, ergriff die Hände des Leichnams und rief leidenschaftlich aus:

„Komm, mein lieber Kaspar, steh auf! wir gehen zusammen in den Wald und suchen deinen Kopf, und morgen halten wir Hochzeit, denn morgen ist ja unser Hochzeitstag.“ Dann mit stieren, wilden Blicken uns alle anschauend — ich stand auch dabei und zitterte am ganzen Leibe — fuhr sie fort:

„Seht, er kann nicht aufstehen, er ist zu schwach; aber er lebt noch; ich fühle sein Herz schlagen; oh! helft mir, ihn hinaustragen! Du, Michel, wirst uns zeigen, wo du seinen Kopf versteckt hast; den wollen wir ihm wieder aufsetzen; seht da, die seidene Halsbinde, die ich ihm zur Hochzeit gekauft habe, mit dieser werden wir ihm den Kopf anbinden, und er wird wieder lachen und singen.“

„Um Gotteswillen,“ rief ich, „helft mir die Wahnsinnige nach Hause bringen, sonst müssen wir alle selber noch den Verstand verlieren.“

Ich riß sie hinweg; nur mit Mühe konnten wir ihrer Rechten die Hand des Todten entwinden, und mit Hilfe einiger handfesten Männer brachten wir sie nach Hause; sie leistete uns einen verzweifelten Widerstand, ihre Wangen waren feuerroth entbrannt, ihre Augen glühten gespensterhaft, und in einem fort rief sie:

„Den Kopf, den Kopf meines Kaspars will ich haben, und morgen ist Hochzeit!“

Einige Tage später, als ich ganz durch Zufall am Hause ihrer Eltern vorbeiging, sprang sie zum Fenster heraus — es lag nur drei Fuß über dem Boden — lief auf mich los, ergriff mich beim Arm und schrie aus vollem Halse: ;

„Du willst nicht! warum willst du nicht? Du weißt, wo der Kopf meines Bräutigams liegt; ich lasse dich nicht los, du mußt mich in den Wald begleiten, und wenn du seinen Kopf nicht findest, so werde ich dich zwingen, mich

zu heirathen. Nicht wahr, Vater, der Michel soll mich heirathen,“ sprach sie zum alten Stegwart, der eben aus dem Hause herbeigeeilt kam, um sie wieder zu holen.

„Ja,“ antwortete er, „ja, Käthel, sobald du gesund bist; komm jetzt nur herein!“

Dabei faßte er die Unglückliche am Arme und führte sie in das Haus zurück.

Solche Scenen wiederholten sich noch öfters. Eines Morgens entlief sie sogar in den Wald, um dort Kaspars Kopf zu suchen; den ganzen Tag über konnte man ihrer nicht habhaft werden; erst am späten Abend fand man sie und zwar auf dem Kirchhofe. Dort kniete sie an Kaspars Grab und rief: „Ich habe ihn noch nicht gefunden, Kaspar; aber ich werde nicht aufhören zu suchen, dann hole ich dich aus dem Grabe heraus und setze dir deinen Kopf wieder auf, und dann heirathen wir einander.“

Um solchen peinlichen Auftritten ein Ende zu machen, brachte man die Geistesranke nach Stephansfeld, wo sie von Zeit zu Zeit in Tobsucht verfiel; ich wenigstens hatte aber Ruhe vor ihr.

III.

Im Laufe des darauffolgenden Sommers lernte ich durch Vermittelung eines Freundes meines Vaters eure Großmutterseelig kennen, die, wie ihr wißt, aus Hammersbach, dem obersten Dorfe im Burgthale, drei Stunden von hier, gebürtig war.

Auch mir war es jetzt häufig beschieden, das Burgthal hinaufzureiten; das letzte Mal geschah es acht Tage vor meiner Hochzeit, da ich mit meinem zukünftigen Schwiegervater noch verschiedene Angelegenheiten zu besprechen hatte.

„Komm noch vor Sonnenuntergang wieder heim,“ hatte mir meine besorgte Mutter gesagt, als ich am Morgen beim Wegreiten von zu Hause in den Sattel gestiegen war, „du weißt, daß ein Bräutigam bei Nacht nicht draußen reiten soll; denk an den unglücklichen Kaspar!“

„Das war ein Zufall,“ antwortete ich ihr, „übrigens bin ich nicht abergläubisch und habe zur Vorsorge meinen geladenen Revolver zu mir gesteckt.“ Und ich gab dem Roß die Sporen.